

Kristjan Knall

**EUROPA IST *GEIL*,
NUR *HIER* NICHT**

Vorurteile fürs Handgepäck

Eulenspiegel Verlag

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Fotonachweis

Kristjan Knall (19, 74, 79, 134, 153, 191, 231, 237)

Stephan Matyus (31)

Nikodem Nijaki (124)

<http://thechive.com/2009/04/28/only-in-romania-23-photos> (101)

http://izismile.com/2011/09/09/drunk_moose_8_pics.html (162)

<http://www.businessinsider.com/photos-of-transnistria-2013-9?op=1> (255)

ISBN 978-3-359-02451-4

1. Auflage 2014

© Eulenspiegel · Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag unter Verwendung
von Motiven von Bigstock

www.eulenspiegel-verlag.de

Einleitungen sind was für Pussys

»Da ist es doch auch scheiße.«

»Ja, aber anders scheiße.«

zwei Reisende

Egal, wo man hingeht, die Leute haben total einen an der Waffel. Pisshai essen in Island, zu vierzigst im Zimmer in Lampedusa, aus toten Tieren Musik quetschen in Schottland: Kein Roman hat so viel Unsinn erfunden, wie sich in der Welt herumtreibt.

Wieso also nicht gleich den Kopf in den Sand stecken und eine gute deutsche Tradition pflegen: denken, die anderen sind alle doof?

Weil Reisen Spaß macht. Weil Reisen mehr Erfüllung zurücklässt, als würden Ostern, Weihnachten und Angela Merkels lobotomische Neujahrsansprache auf einen Tag fallen. Weil Reisen begreifen lässt, dass die Welt nicht nur das kleinkarierte Angstschissdeutschland ist. Maschendrahtzaun makes me feel sick to death. Die Welt steckt voller Eindrücke, die das stumpfe Heim ersticken will.

Hier geht es um »Traveller«, deutsch ungelenk: Reisende. Die Antithese zu Touristen. Sie hassen Hotelbunker, McDonald's und das Überziehen der Welt mit dem eigenen Heimatfilm, dem Abklatsch aus der Werbung.

Reisende sind waghalsig, unproduktiv und – hey – auch mal schlichtweg bescheuert. Aber sie sind nicht ängstlich und verharren nicht in der Komfortzone. Sie finden Lebenswertes in den toten Winkeln des Kapitalismus und suchen Interessantes da, wo es noch nicht von Birkenstocksandalen zertreten wurde.

Reisende, ihr habt nichts zu verlieren außer eurer nicht vorhandenen Altersvorsorge!

Brüssel, Belgien und Backpfeifengesichter

Ehe das Gras gewachsen ist, ist das Pferd tot.
belgisches Sprichwort

14

Wer vom Schwarzwald nach Belgien fahren will, dem gnade Gott der Allmächtige. Niemand auf seinem verschissenen Side-Project-Planeten fährt da lang. Mitfahrgelegenheiten fallen aus. Internationale Busse einmal in der Woche und schon Äonen vorher ausgebucht. Die Bahn? Auf Reichsbahnseite will sie unbedingt in Deutschland bleiben und nimmt dafür einen Riesebogen um die französische Dolchstoßspitze bei Karlsruhe in Kauf. Bleibt nur die französische Bahn, mittlerweile fast genauso unverschämt teuer wie die deutsche, eine Eliteveranstaltung.

Da drängt sich die erste Frage auf: Wer zum Geier fährt nach Belgien – und wieso?

Belgien kennt man aus den Nachrichten, Brüssel, EU, Bürokraten regulieren Gurken, aber keine Banken. Die Kamera erfasst selten einen echten Belgier, und wenn, sieht er aus, als wäre er fehl am Platz. Gutes Zeichen. Politik scheint denen keinen Spaß zu machen. Bis 2011 hatten sie anderthalb Jahre keine Regierung, das ist bis auf so Schätzchen wie Somalia Weltrekord. Die französischsprachähnlichen Wallonen und die hunzeldeutschsprechenden Flamen hassen sich amtlich. Belgien, das Zentrum der Weltmachtparodie Europa, ist die Parodie eines Landes.

Ansonsten ist da das reiche kulturelle Erbe: das jede Vorstellungskraft schändende Kolonialmassaker Leopolds II. im Kongo. Sie schafften es tatsächlich, die Bevölkerungszahl um die Hälfte zu kürzen, auf zehn Millionen, und hatten Glück; aufgrund der notorischen Weltkriegsbeginner und Nazis weiter westlich fiel das durchs Aufmerksamkeitsraster. Aber wen interessiert schon Geschichte vor dem Farbfernsehen? Einschlägiger ist alles aus bewegten Bildern: Flodders, Ex Drummer, Marc

Dutroux's Jugendunterhaltungsprogramm. Belgien, so entsteht der Eindruck, versucht, sich im schlechtestmöglichen Licht darzustellen: als gottverlassenes (denn der wohnt im Schwarzwald) Rattenloch, grau, verwinkelt, deprimiert und dreckig bis in die Poren. Kurz: nicht werbetauglich. Wenn das kein Argument ist, mal vorbeizuschauen.

Die Fahrt durch Lothringen stimmt einen ein. Graugrünes Nichts wechselt sich mit gigantischen Industrieruinen ab. Städte wirken wie aus einem Anti-Einwanderungsfilm: Neger, kommt nicht nach Europa! Ihr wollt doch nicht in diese Bunker ziehen!

Die belgische Bahn begrüßt mit einem Weihnachtsspezial, 10€ durch das ganze Land, hin und zurück. Könnte ein Beachurlaub werden! Zuerst geht es aber nach Brüssel. Das beglückt einen mit drei Bahnhöfen im Zentrum: dem politisch korrekt geschriebenen Bruxelles-Central/Brussel-Centraal, dem Gare du Nord und Gare du Midi. Murphys Gesetz, das unter anderem so klasse Sachen besagt wie, dass eine Stulle immer auf die Butterseite fällt, führt zwingend dazu, dass man am falschen aussteigt. Also am besten gar nicht erst probieren, deutsch koordiniert einzumarschieren, hat schon in den Ardennen nicht geklappt.

15

Der Weg zum billigsten Hostel der Stadt, dem Chab, führt durch die markttraumatisierte Innenstadt der frühen Nacht. Eisenträger baumeln an Kränen, Planen flattern, leere Fenster starren auf die nassen Straßen. Unsexy. Auf den Sozialindikator Hostel ist Verlass. Zielgenau führt er einen in die abgeranzteste Gegend. Halbe Matratzen und Berge von Müllsäcken säumen die dreistöckigen Häuser im Saint Joost. So kombinieren debile Reisende Sint Joost (Flämisch) und Saint-Josse (Wallonisch). Überhaupt ist die unsinnige Melange von Sprache erste Soldatentugend in Belgien.

Saint Joost ist die Bronx, nur kleiner und niedlicher, und alle sind nicht ganz so schwarz, dafür türkisch. Willkommen/Merhaba in Berlin? Nicht ganz. In den engen Straßen stinkt es mehr, als die BSR in ihren schlimmsten Träumen zulassen würde. 15qm große Parks sind auf der gesamten Fläche vollgekotzt und zugeschissen. Junge Herren blockieren die Straße in schwarzen BMWs und teilen sich Joints. Ab und an hört man über die

Dächer hinweg einen Motor bedrohlich aufheulen und bekommt das Gefühl, am richtigen Ort zu sein. Verständlich, dass Marx, Engels und Hugo hierhin exilierten. Das Hostel ist typisch belgisch, es gibt nicht vor, schön zu sein oder schön sein zu wollen. Aber Billard ist umsonst und das bekiffte Personal angenehm gleichgültig, kein Wunder bei 3 Gramm legalem Besitz.

Brüssel ist bei Tag freundlicher – aber nicht hübscher. Das Bankenviertel ist schmutzabweisend, ab und an steht eine nette Kirche drin, wahrscheinlich fürs Beichten 2 go.

Völlig unvermittelt wechselt die Szenerie, typisch für Brüssel. Auf einmal ist man in Schlumpfhausen, da, wo die Guten wohnen. Die Häuser sind alt, schmal, hoch und stützen sich gegenseitig ab, um nicht auf die Straße zu krachen. Restaurants und Souvenirläden von Weltdurchschnitt reihen sich aneinander bis zum Grande Place, dem mittelalterlichen Dorfplatz. Alles voller Blattgold und Architekturgefitzel, hübsch, aber ein Platz pro Stadt reicht auch. Das ist das Schöne an Brüssels historischem Zentrum: Es ist verdammt klein. »This is so great!«-Amis muss man nur dort ertragen, den dicken Deutschen kann man schnell entkommen. Zum Beispiel durch die hirmarternd schicke Sint-Hubertusgalerij, die mit 160 Jahren älteste Einkaufsmeile Europas. Ein Film aus Gold und Marmor, aber wenn's regnet, und das tut es verdammt oft, super zum Unterstellen und Waffeln essen. Brüssel-Style, mit Puderzucker drauf, auf keinen Fall mit Sahne, Obst oder anderem Zeug, das ist laut Einheimischen »einfach bescheuert«. Nette Omis labern einen an und erzählen, dass sie mal in Berlin waren, '39. Soll nicht so prickelnd gewesen sein.

Genug Wohlstandsverwahrlosung, Zeit für Trash. Dorthin, wo man hätte aussteigen sollen: Gare du Nord. Das Herz der Fins-ternis, der Rotlichtbezirk. Nuttenmeilen muss man mögen oder hassen. Wer sie hasst, kann hier aufhören zu lesen, sich so lange zu McBurger reinsetzen und vom Monsanto-genmanipulierten Brot impotent werden. Der Rest kann staunen: Selbst tagsüber hat das Viertel um den Bahnhof einen Charme. Die niedrigen Häuschen zeigen hier einen unschuldigen Dildo im Fenster, in anderen putzen Nutten off duty gelangweilt ihre Kabine. Blitz-blanke Golf I Cabrios parken vor ausgebrannten Junkiehäusern,

Müll raschelt durch die baumlosen Straßen. Nachts leuchten die Fenster in pinkem Neon auf, und die Mädchen zeigen, was sie haben. Geht man vom Bahnhof aus die treffend benannte Aarschotstraat runter, wird die Aussicht mit jedem Meter grotesker. Und die Straße ist echt lang. Am Anfang muss man aufpassen, nicht von den Anwerbern in die Gruppen kichernder Youngster gedrängt zu werden. Für die nötige Aufmerksamkeit greifen die gerne auch mal beherzt in den Schritt potenziell potenter Kunden. In den Fenstern läuft MTV in Menschengestalt. Es wird getanzt, geklopft, die Scheibe abgeleckt. Klischees von Domina bis Schulmädchen reihen sich aneinander. In einer alten Bäckerei stehen Ostblockmädeln, die selbst mit viel gutem Willen keine 18 sind. Nicht mal 16. Schicke Herren, perfekt auf 1920 gestylt, sehen den rumänischen Hütchenspielern im weißen Ballonseideganzkörperoutfit zu. Ab und an schlendert ein Alki vorbei und blickt sehnsüchtig zu den Nutten auf, aber nichts ist hier umsonst. Für die, die es sich leisten können, nennen die Nutten die Preise mit schnellen Fingerzeichen.

17

Weiter runter wird's gruselig. Die Schlange der tiefer gelegten Corvettes und rostfleckigen Handwerkerwagen schiebt sich im Schritttempo neben einem her. Haben sich natürlich alle verfahren, kann passieren. Manche der Nutten stehen seit morgens da. Ganz hinten, wo die Türen zerschlagen sind und der Pissehauch der Klos weht, kommen die fetten. Und die alten. Jeder, der einen Deal machen will, ist hier richtig. Westliche Zivilisation unlimited.

In den Seitenstraßen gegenüber dem Bahnhof geht noch mehr. Kapitalismus kennt keine Grenzen. Trotzdem wurden die Schwarzen auf den Berg ausgelagert. Junge Mädchen bemühen sich ernsthaft um die paar verirrtten Touris, alte dicke Damen sitzen auf Plüschleopardstühlen, glotzen gelangweilt Gameshows und spielen sich abwesend an den monströsen Titten.

So weit, so grässlich. Aber wer ist der Belgier, dass er das aushält?

In den Bars der Gegend knallen die Sektkorken vor Trostlosigkeit. Zwar ist es wie in jeder Drecksgegend schwer, Einheimische zu finden, aber nach fünf 10-prozentigen Duvel-Bieren klappt es doch. Ein Ganzkörperätowierter spricht nur das Nö-

tigste an Deutsch, wiederholt es dafür im Dreiminutentakt: Heil Hitler! Währenddessen versucht ein überaus freundlicher junger Araber, einem Gras zu verkaufen, 7€ das Gramm, kann man machen. An der Bar steht Anna und erzählt eine Geschichte zwischen Militär, verlorenen Kindern, Rachespielchen und dem Altern, die so deprimierend ist, dass man versteht, wieso der Typ nebenan schon sein zehntes Duvel intus hat. So nett die Leute auch sind: Hier wollen alle raus. This is the end, my only friend, the end.

Kater in Brüssel können heftig sein, aber wenn Jesus einem 10€ für die Fahrt ans Meer gibt, wieso nicht eine erfrischende Brise abholen? Belgisches Frühstück: Waffeln vom Automaten (Liège-Style, Zucker innen), Bier vom Automaten (alleine dafür muss man dieses Land mögen), ein frittiertes Unbekanntes vom Stand. Frittieren ist die Superpower der Belgier, selbst McDonald's hat hier keine Chance: Es gibt nur halb so viele wie in Frankreich und siebenmal weniger als in den USA.

18

Im Zug auf dem dichtesten Gleisnetz der Welt sind sie dann: die Belgier. Sehen selbst aus wie Waffeln. Kein Wunder, es ist verdammt schwer, an unfrittiertes Essen zu kommen. Nicht wenige haben ein Bierchen zur Hand. Viele Belgier sind konstant ein wenig angeheitert, erstaunlich wenige jedoch besoffen. Die 150 Liter Bier im Jahr wollen schließlich abgearbeitet werden (Deutschland: schwuchtelige 100 Liter).

Leicht aufgeschwemmt und verwuschelt ist der Dresscode der Wahl. So entspannt, wie sie aussehen, sind sie auch. Jeder, den man fragt, ist freundlich und kumpelhaft, man möchte gleich das nächste Bierchen mit ihm kippen. Gangsterkiddies machen nicht Messa, sondern rennen einem hinterher und bringen einem heruntergefallene Zettel zurück. Wie überall ist die Gastfreundlichkeit mit Vorsicht zu genießen: Allah gibt zurück, was man Fremden angedeihen lässt. Oder einfacher: Neue Leute sind interessant. In allen Ecken der Welt bekämpfen und verachten sich die Leute gegenseitig, setzen aber ein breites Grinsen auf, wenn ein Reisender vorbeikommt. Das heißt nicht, dass das Grinsen falsch ist. Es zeugt nur von dem, was man erwarten darf: eine Reise – und keine alltagstaugliche Erfahrung.

Neapel, Italien und Camorra

»In einigen Monaten gehe ich weg, verlasse ich dieses Scheißland, das mich anekelt, Punkt und Schluss.«

Silvio Berlusconi, gelogen

Neapel ist nicht Italien. Es ist Indien. Italien ist kein Staat. Es ist ein Witz. Wirklich lustig, aber ganz weit weg von produktiv. Was prima klingt, wenn man reist und nichts anderes vorhat.

Am besten, man fängt in Südtirol an, das ist nämlich Österreich undercover. Sieht so aus, das Kauderwelsch versteht auch keiner, es gibt Bier mit dem Namen Forst aus 0,66-Flaschen, das alleine schon eine Reise wert ist.

22

Das Alpenpanorama hält nicht lange an, langsam, aber sicher wird es südländischer, fröhlicher, farbiger. Wem das zu viel ist, der kann sich an den Brennertanken noch schnell einen Hitlerwein hinter die Binde kippen. Oder doch besser Mussolini auf dem Etikett? Man ist ja schließlich zu Gast bei Verbündeten.

Der Norden Italiens ist das Äquivalent zum Großraum München: (relativ) sauber, voller Industriemetastasen und hoffnungslos überbevölkert. Fette Mercedesse schieben sich durch die Gegend, der ein oder andere Motorrollerfahrer provoziert Herzinfarkte und lässt bereits das wahre Italien erahnen. Wer will, kann sich Reiche am Gardasee ansehen und garantiert keinen einzigen kostenlosen Platz am Ufer finden.

Am besten, und das gilt für das ganze Land, besucht man Italien im Frühling oder Herbst. Im Sommer ist alles doppelt so teuer, zehnmal so voll und halb so schön. Aber Italien ist architektonisch eins der hübschesten Länder der Welt, obwohl die Neofaschisten um Berlusconi ihr Bestes gegeben haben, es auch optisch zu verstümmeln.

Die größte Stadt im Norden ist Mailand. Während der ärmliche Deutsche mit 51 400€ durchschnittlichem Privatvermögen im Nebelsumpf nördlich der Alpen bibbert, sitzt hier das reiche Italien: 163 900€ ist jeder Privathaushalt wert. Wer shoppen

will, ist hier richtig, wer nicht, sollte sich verpissen – denkt man. Aber so einfach ist es nicht. Die Stadt der Vögelersatzbefriedigung Mode bietet erstaunlicherweise so manches Schmankerl. In der alternativen Straße Corso di Porta Ticinese montierten Genossen die Straßenschilder ab und ersetzten sie mit passenden Namen: *Ironia non è una conseguenza, è una necessità*. Dass Ironie keine Konsequenz, sondern eine Notwendigkeit ist, stimmt in Mailand wie in ganz Italien. Die Chinesentorstraße liegt im heißbegehrten Spekulationsgebiet. Die Chinesen hingegen wohnen um die Via Paolo Sarpi in engen, schäbigen Gassen. Wohnen ist zu viel gesagt, arbeiten trifft es eher. Auch sonntags sind die Tausenden kleinen Textilgeschäfte offen. So sehr es den »Zeit« lesenden und sich Italien in Reinkultur wünschenden Bildungsbürger auch stören mag, Mailand beheimatet schon so lange Chinesen, wie ihre Ausbeutung eine tragende Säule der italienischen Mode ist.

23

Bei Florenz liegt das Mekka der chinesischen Textilindustrie: Prato. Gegen das, was hier abgeht, ist Mailand kalter Kaffee. Der Bürgermeister musste per Dekret durchsetzen, dass Schilder auf Italienisch sind, kein Fleisch auf dem Balkon getrocknet werden darf und die Geschäfte um 24 Uhr schließen müssen. Die Italiener schließen um 19.30 Uhr. 1,2 Millionen € fließen täglich aus der Stadt. Die Arbeitsplätze, die die Region verlor, brachten die Chinesen doppelt wieder – und die Gewinne steuerfrei nach China. Wenn die Behörden nachsehen, lösen sich die Firmen in Luft auf, ein Anruf genügt. 20 000 von den 40 000 Zuwanderern sind legal, einer kann das übernehmen, sehen doch eh alle gleich aus. Der Staat hält sich angstvoll zurück. Von der Reverse-Kolonisation profitieren viele.

Wer auf Touren in Sachen Antikapitalismus gekommen ist, kann sich in Mailand ins autonome Zentrum Leoncavallo wagen, am besten nachts. Auf dem Weg dahin bleiben die Wohnblöcke angstvoll zurück, Tunnel um Tunnel geht es weiter hinein ins Niemandsland. Von hohen Mauern glotzen Graffitimonster auf einen herab, das Geplärre von ItaloPunks schallt rüber. Und drinnen geht's richtig ab. Aber auch für Verklemmte gibt's was: An den Kanälen südlich des Quartiere Ticinese kann man prima sich

gegenseitig beschimpfende Italiener im Schiffsverkehr beobachten.

Die Passage Galleria Vittorio Emanuele II kann sich locker mit den Galeries Royales in Brüssel messen, irgendwer hat hier irgendwen nachgemacht. Natürlich gibt's noch einen Dom, der anschaulich zeigt, wie gruselig die Hölle wohl aussieht.

Fehlt nur noch der Friedhof Cimiterio Communale. Wie zum Hohn liegt er gegenüber den Chinesensweatshops. Schon das Hauptgebäude ist monströs, riesige Hallen und lange Urnengänge wechseln sich ab. Wenn es regnet, stehen die gerne unter Wasser. Die Grabmale erinnern an Größenwahnsinnige aller Zeiten. Gegen diese Marmorkalypse sind selbst chinesische Brautkleider diskret. Findet eine Beerdigung statt, darf man sich freuen – und endlich aufhören zu lächeln.

24

Am Rande des Po-Deltas liegt Venedig. Das passt ganz gut, denn die Stadt ist voll am Arsch. Eigentlich ist Venedig keine Stadt. Klar, alte Häuser im Wasser sind ganz tuffig, aber das war's dann auch. Wenn man nicht im Frühling vorbeikommt, stinkt es hardcore, Gondolieren macht da so viel Spaß wie bei Aldi an der Kasse stehen. Wer auf die bescheuerte Idee kommt, trotz des Gestanks was zu essen, bekommt das volle Italien-Abrippprogramm: ein sündhaft teurer mikroskopischer Teller Nudeln, dazu darf man höflichst für das Besteck bezahlen, den Service und die Gnade, dass man in dieser miesen Stadt sein darf. In Venedig hätten Susi und Strolch statt eines romantischen Dinners aus der Mülltonne fressen können. Landet man in einer siffigen Trattoria, fühlt man sich gleich besser. Genug davon gibt es in der echten Stadt, Mestre, auf dem Festland. Die Einwohner Venedigs wurden schon lange dorthin verdrängt, aber mal unter uns Grundherren, wen interessieren die schon? Wer nach Venedig kommt, will Kulisse.

Für zwangskategorisierende Deutsche ist das Ziel: locker bleiben. Das machen sie dann auch, in Rimini. Die Stadt sollte korrekterweise Bottrop-Kirchhellen oder so heißen, sie ist so italienisch wie Lederhosen. Dicke Walrösser verbrennen sich am Stadtrand die Haut und kotzen nachts die Bürgersteige mit widerlichem Italobier voll, weil Wein is' für Pussys.

Warschau, Polen und Pisse

»Ich will nicht, dass diese Minderheit, mit der ich nicht einverstanden bin, auf die Straßen geht und meine Kinder und Enkel verwirrt.«
Lech Wałęsa, Gesicht der Gewerkschaftsdemonstrationen Solidarność, über Schwule

»Heil Hitler!«, schreit der Hauspenner des Späti einer kleinen schlesischen Stadt jeden Deutschen an, den er trifft. Das rostige Hammer-Sichel-und-Faust-Emblem eines gottvergessenen Kombinars prangt über dem Sklep (Späti), vor dem Mario auf Bier wartet. Er meint das nicht böse. Sein Lachen durch die Zahnlücken ist ehrlich, wenn man nicht aufpasst, küsst er der Freundin die Hand. Das ist Marios Art, das Leben zu genießen. Was bleibt ihm sonst, inmitten einer backsteinernen Industrielandschaft?

33

Sibirien beginnt hinter Berlin. 50 km weiter beginnt Polen. Polanie bedeutet ursprünglich: Menschen, die auf offenen Feldern leben.

In der Wildnis von Stubice decken sich Wohlstandsflüchtlinge mit Kippen, Benzin, Bier und käuflicher Nichtliebe ein. Auf dem typisch polnischen Markt bekommt man von Nippes, noch blutender Wurst bis zu trashiger Kleidung alles. Wenn er nicht schon wieder abgebrannt ist. Auch in der Elektroinstallation gehört gepflegtes Chaos in Polen zum guten Ton. Die Zeiten, in denen Autos verschoben und windige bis stürmische Deals zwischen den Ständen liefen, sind langsam, aber sicher vorbei. Polen ist mehr als der Discounter, für den die Deutschen es immer noch halten.

Klar, ein bisschen fahren muss man. Nach der Grenze kommt erst mal eine ganze Weile nichts. Riesige Kiefernwälder reihen sich an der »Treppe zur EU«. Das ist die »Autobahn« Richtung Kattowice. Offiziell ist es nur eine Bundesstraße, so eine Autobahn wäre selbst Polen zu peinlich. Das Geld wollte die EU zwar rüberschicken, denn wenn die Welt was braucht, dann

ja wohl mehr Straßen für deutsche Panz... Autos. Die Polen durchschauten das schnell. Ihre Taktik: so profund konfus sein, dass nichts funktioniert. Das Geld hatte keinen Bock mehr, flog ab, und so wurde die Straße nur halb saniert. Sie müsste jetzt »Treppe aus der EU« heißen. Wer nach Polen hineinfährt, kommt in den Genuss der Antipanzertreppe.

Hält man an einer der Pseudoraststätten, im Grunde Zapfsäulen mit Kneipen, stehen auf dem Schotterparkplatz dicke Babcias und Waldschrate mit lila Alkinasen. Sie halten die prächtigsten Steinpilze des Tages hoch. In Deutschland müsste man ewig dafür suchen, hier stehen sie wie Soldaten im Wald. Natürlich tricksen die verschmitzten Polen: Alle paar Kilometer parken sie auf dem Seitenstreifen (der »Autobahn«), brechen die Tore im Zaun auf und sammeln Pilze. Und alle paar Wochen wird sogar einer auf dem Truppenübungsplatz totgeballert.

Schlesien postnukleiert vor sich hin, und es ist noch der reiche Teil des Landes. Gründerzeitbauten faulen ab, Fabrikschornsteine ragen still in den Himmel. In den Dörfern reicht die Wiese bis an die Straße, Altchen sitzen auf den Bänken vor den Häusern, Hühner marodieren durch die Gemüsebeete. In Polen gibt es echtes Dorfleben, es ist nicht alles planiert und konformiert zum reibungslosen Durchfahren. Obwohl die 1960er auch hier angekommen sind: An allen Ecken wird unbarmherzig saniert, lachs, flieder und mint verdrängen ostgrau. Brechreiz erzeugen die Reichengegenden: Wer zu Geld gekommen ist, lässt es krachen. Villen in geschmacksverirrten Stilen aller Zeiten reihen sich aneinander, Gold und Marmor begraben ganze Stadtteile.

Breslau hingegen ist noch gut verranzt. Der Ring um die Innenstadt erinnert an Prag und Budapest. Kaffeehäuser gibt es nicht, dafür an jeder Ecke eine Spielothek. Treffend heißen die in Polen »Salon Gier«. Das Zentrum ist eine Puppenstubenstadt, wie sie einem in Polen öfters begegnet: Ein Platz, umgeben von gedrungenen alten Häusern, mitten darauf noch ältere Häuser, durch die eine enge Straße führt. Polnische Städte spielen Geschenk, erst ganz in der Mitte bekommt man das Gefühl, das Geheimnis gelüftet zu haben: gegebenenfalls die Tostybude (»Toste«). Nährwertresistente bekämpfen hier ihren Hunger mit

gebratenem Käsetoastburger. Dazu eine Packung fetttriefende Fritten und eine original Oranzada-Limo. Erstaunlicherweise überlebte die den heißen und Kalten Krieg – und schmeckt in der Kategorie radioaktiv gar nicht mal schlecht für Zuckerwasser.

Essen ist in Polen ein schweres Thema, auch jenseits von Pizza mit Ketchup oder Nutella. Fettig. Riesig. Zu Feiertagen, Familienfesten oder einfach morgens, abends und mittags schaufeln die Polen sich Unmengen Gefahrgut rein. Ohne Schwein geht eine Mahlzeit als Snack durch, alles andere ertrinkt in Sahne, Salz, bis der Arzt heulen muss. Gewürzt wird mit Schinken. Dazu gibt es perversen Saft, zum Beispiel Apfel-Stachelbeere. Dazwischen Kaffee, der auf leeren Magen Halluzinationen verursacht. Die kann man allerdings vorzüglich mit Bier runterspülen. Ob Żubr mit dem Wisent auf der Dose, das derbe Lech oder das feine Żywiec: Nicht ohne Grund schwappen mittlerweile Hektoliter Piwo rüber nach Berlin.

Auf dem Weg nördlich kommt man an einer traditionell servicearmen Raststätte vorbei, Auschwitz. Muss man nicht viele Worte drüber verlieren, kennt jeder, und ist außerdem deutsches Hoheitsgebiet, zumindest moralisch.

Krakau prahlt mit einer Altstadt von Weltrang. Reisebusse schütten haufenweise Touris vor der historischen Kulisse aus. Interessanter ist die bröckelnde Nicht-ganz-so-Altstadt drumherum. Krakau wirkt dort größer, als es ist, ein Gernegroß von Stadt. Wer Glück hat, findet eine der Milchbars, Relikte aus dem grauen Sozialismus: Orte, an denen man für wenig Geld gutes Essen ohne viel Aufhebens bekam – und wieder bekommt. Sie waren fast ausgestorben, jetzt erfreuen sie sich zunehmender Beliebtheit. Im Sozialismus war nämlich alles Mist, bis auf die. Und Krankenversicherungen. Und Kindergärten. Und preiswerter öffentlicher Nahverkehr. Und bezahlbare Mieten. Aber hey, jetzt kann man Mercedes fahren! Am besten in Posen, mitten durch die Einöde.

Die Stadt ist einer der am schnellsten wachsenden Wirtschaftsstandorte, ok. Aber dass es als kommende Kulturhauptstadt Europas gehandelt wird, ist abstrus. Das zeigt, wo Kultur im Kapitalismus steht: vor der hässlichen Fratze des Kapitals. Die

ist in Posen schwer zu ignorieren, Leere wird durch unmotiviert mit Glasglitzerfassaden vollgekachelte Betonwüsten kaschiert. Nachts leuchten Einkaufszentren wie gestrandete Raumschiffe von einem kaputtgewirtschafteten Planeten. Neben verfallenen Fabriken lassen Investoren Townhouses in die Höhe schießen. Zwischen allem taumeln Suffkis, die den Aufsprung verpasst haben. Stumm diskutieren sie mit sich selbst, versuchen, einen Rest Haltung zu bewahren, indem sie lässig am Laternenpfahl lehnen. Die werden im Vorteil sein, wenn die Blase platzt. Mit Depression umgehen zu können wird dann erste Bürgerpflicht.

Schon mal üben kann man in Warschau, Polens Vorzeigemetropole mit 3,5 Millionen Einwohnern. Einige der prallsten Hochhäuser Europas ragen im Zentrum in den Himmel. Zu ihren Füßen breiten sich wie Pilze futuristische Einkaufsarkaden aus, in denen man alles bekommt, was es im Westen auch gibt. Und im Süden, im Norden, Fernost und überall.

Davor logiert Warschau Centralna, die frisch renovierte Fernverkehrskatastrophe. Wer seinen Zug verpasst und die halbe Nacht auf den ungemütlichkeitsoptimierten Antippenerbänken verbringen muss, den erwartet ein Schmierentheater bei drei Promille. Den Eröffnungsmonolog lallen die üblichen Penner. Dankenswerte auf Polnisch, das im Vergleich zu Deutsch nett hingenschelt werden kann. Außerdem ist es die einzige Sprache der Welt, mit der man mit Perfekt-Formen die Zukunft ausdrücken kann. Dann kommen die Jugendlichen mit Goldketten, die Gelegenheit suchen, sich an anderen zu profilieren. Intermezzo von zwei schicken alten Damen, die Sorte, die man im Wiener Kaffeehaus erwarten würde. Ist aber keins da, also halten sie sich aneinander fest und schreien sich aus vollen Lungen an. Ihr Torkeln verrät: Sie haben genug für ein ganzes Bataillon intus. Man erwacht zum Höhepunkt mitten in der Nacht. Ein langhaariger Alki ist im falschen Körper gefangen. In seinem richtigen Leben ist er ein Charakter aus einem Film, den er zitiert und performt. Die geladene Fingerpistole schwenkt vor dem Gesicht hin und her. Die Securitys sehen zu. Sie applaudieren erst zur Schlusszene, als ein Penner den anderen Arschtritt für Arschtritt durch die Halle jagt.